

Johannes Herwig-Lempp

Welche Theorie braucht Soziale Arbeit?

erschienen in: sozialmagazin 2/2003, S. 12-21

Welche Theorie braucht Soziale Arbeit? Die einfache und klare Frage suggeriert, dass man darauf auch eine einfache und klare Antwort erhalten kann. Es kommt scheinbar also nur darauf an, die richtige Theorie zu finden – nämlich diejenige, die von der Sozialen Arbeit doch so dringend benötigt wird. Was aber, wenn die Frage falsch gestellt ist? Wenn der Versuch, auf sie eine einfache und klare Antwort zu finden, in die Irre führen könnte? Hier wird vorgeschlagen, Theorien der Sozialen Arbeit als Werkzeuge zu betrachten und sich eine Vielzahl unterschiedlicher, darunter auch handlicher „kleiner“ Theorien parat zu halten.

1. Das Stöhnen über Theorie

„Theorieansätze der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik (im folgenden, wie zunehmend üblich, unter dem Titel ‚Soziale Arbeit‘ zusammengefasst) zu erörtern, ist z.Zt. – jedenfalls in der BRD – ein schwieriges Geschäft; das hat seine Gründe in Problemen des Gegenstandes ebenso wie im Stand der wissenschaftlichen Diskussion.“ (Thiersch 1996, S. 618). Mit diesem Satz beginnt Hans Thiersch einen Aufsatz zum Thema „Theorien der Sozialen Arbeit“.

„Ein schwieriges Geschäft“ – Thiersch wird Zustimmung zunächst von Studierenden der Sozialen Arbeit bekommen. Die stöhnen auf, wenn von „Theorie“ die Rede ist oder gar die Forderung auftaucht, sich damit auseinander zu setzen – und die Lehrenden stöhnen auf, wenn sie die Studierenden an dieser Stelle stöhnen hören.

PraktikerInnen stöhnen vielleicht nicht, aber sie winken sehr schnell ab, wenn die Sprache auf Theorie kommt: in ihrer Ausbildung – lassen sie wissen -, ja, da war das meiste theoretisch. Aber das hatte nichts, aber auch gar nichts mit ihrer jetzigen Praxis zu tun, es war, so gesehen, unbrauchbar und überflüssig. Von der Theorie, mit der sie sich nach ihrer Erinnerung so viel beschäftigen mussten, haben sie heute keinen Nutzen mehr, angesichts all der praktischen Probleme.

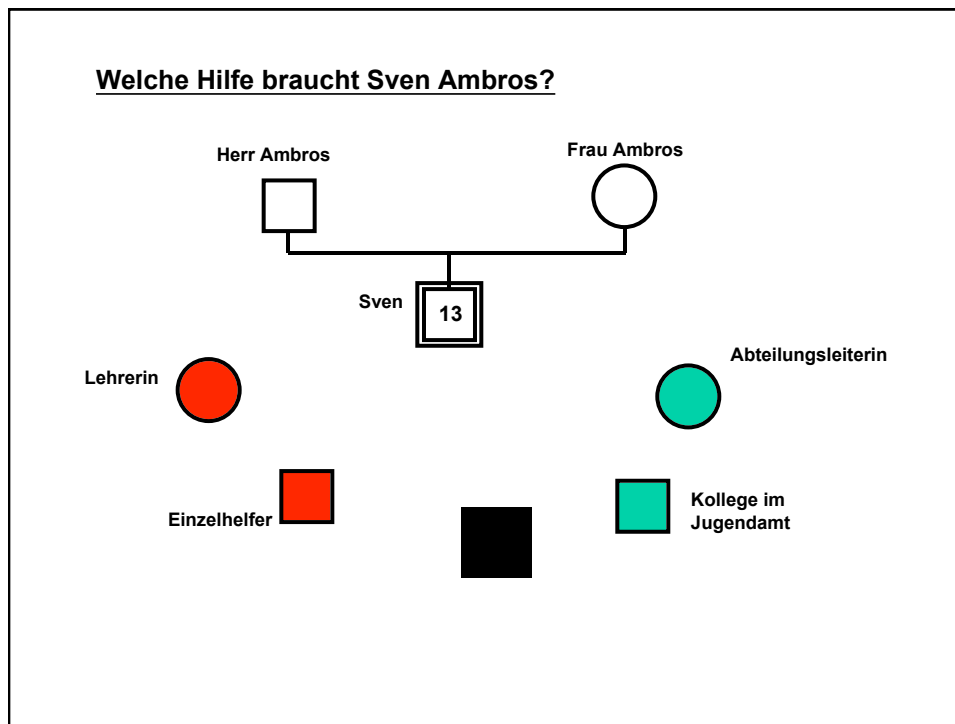
Vielleicht hört man dann noch das scheinbar so treffende Bonmot: „Theorie ist, wenn man alles weiß und nichts funktioniert – und Praxis ist, wenn alles funktioniert, und keiner weiß warum.“ Damit gilt dann das Themengebiet „Theorie und Soziale Arbeit“ als abgearbeitet und erledigt.

Wir (ge)brauchen Theorien: Welche Hilfe braucht Sven Ambros?

Und keiner scheint zu merken, dass Theorien – auch wenn sie nicht so genannt werden – im Alltag der Sozialen Arbeit eine große Rolle zu spielen. Ich möchte das am Beispiel eines alltäglichen Falles aus der Praxis einer Sozialarbeiterin im Jugendamt zeigen:

Stellen Sie sich vor, Sie arbeiten im Jugendamt und zu Ihnen kommt eine Familie mit einem 13-jährigen Jugendlichen, Sven (Siehe Abb.). Er hat Schwierigkeiten sowohl in der Schule als auch zu Hause, er ist in einer Clique, die der Polizei aufgefallen ist. Als SozialarbeiterIn sehen Sie, dass hier eine schwierige Entwicklung droht, aber auch, dass diese nicht zwangsläufig eintreten muss. Die Familie und sogar Sven wirken interessiert an möglichen Veränderungen. Es taucht die Idee auf, für Sven evtl. eine Intensive Sozialpädagogische Einzelhilfe (§ 35) einzurichten.

Sie laden die Beteiligten ein: Sven, Eltern, Lehrerin, dazu noch den potenziellen Einzelhelfer. Sie sprechen mit den Beteiligten über die Situation und darüber, welche Hilfe und Unterstützung Sven braucht.



Sven: „Weiß nicht, ich finde nicht, dass ich schwierig bin. Ich bin natürlich gern mit meinen Freunden zusammen, aber die Lehrerin mag mich nicht. Und mit meinen Eltern gibt es viel Ärger, weil sie zu streng sind und altmodische Ansichten haben.“

Mutter: „Sven bräuchte einfach mehr Verständnis von der Lehrerin, auch mehr Unterstützung in der Schule, Nachhilfe können wir uns nicht leisten.“

Vater: „Sven bräuchte eine stärkere Hand, die ihn führt. Die Mutter ist zu nachsichtig, ich bin zu selten daheim.“

Die Lehrerin: „Mir scheint, Sven bräuchte mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung zu Hause, vor allem vom Vater.“

Der Einzelhelfer: „Sven könnte gut Einzelhilfe brauchen, sie könnte eine wichtige Unterstützung für ihn bieten.“

Sie als MitarbeiterIn im ASD denken: „So wie ich die Familie erlebe, eine eher normale Entwicklung, man sollte jetzt nicht dramatisieren. Vielleicht könnte ich der Familie, also Eltern und Sven gemeinsam, ein paar Beratungsgespräche anbieten.“

Ihre Vorgesetzte würde Sie unterstützen: „Für diese Familie benötigen wir (noch) keine kostenintensive Hilfe zur Erziehung“.

Einer Ihrer **Kollegen** hingegen, das wissen Sie aus der Kollegialen Beratung über diesen Fall und aus anderen Fällen, findet es vordringlich, dass die Eltern eine gemeinsame Linie finden und sich nicht streiten, schon gar nicht vor Sven, und würde Erziehungsberatung für die Eltern empfehlen.

Jeder der Beteiligten hat andere Vorstellungen davon, was Sven braucht, jeder hat eine mehr oder weniger andere Perspektive auf die Situation. Jeder hat eine andere Idee dazu, wie diese Situation verursacht wird – und daraus entwickeln sich dann wieder unterschiedliche Ideen, wie die Situation verändert werden kann. Es existieren hier unterschiedliche Beschreibungen und Erklärungen darüber, was los ist, woran das Problem liegt und wie Veränderung erreicht werden kann. Die verschiedenen Beteiligten entwickeln unterschiedliche Theorien zur Situation. – Weniger wichtig ist, ob sich alle ausdrücklich und dezidiert auf wissenschaftlich genau bestimmbare Theorien beziehen. Allerdings dürfen wir voraussetzen, dass wir zumindest bei den Profis bestimmte soziologische, entwicklungspsychologische und pädagogische Theorien als Grundlage bestimmen könnten.

Viele verschiedene Sichtweisen und Theorien darüber, was hier das Problem verursacht und wie es gelöst werden könnte: Wer aber hat Recht? Auch wenn diese Frage sich geradezu aufzudrängen scheint (vielleicht haben Sie für sich auch schon trotz der knappen Faktenlage eine Bewertung und – vorläufige Positionierung – vorgenommen), möchte ich Sie doch einladen, diese Frage einmal zurückzustellen. Vielleicht geht es für Sie als SozialarbeiterIn zunächst ja gar nicht darum zu entscheiden, welche Theorie richtig ist.

Vielleicht sind Sie ja nicht ganz einig mit mir, vielleicht sind das, worauf die Einschätzungen der Beteiligten sich stützen, für Sie keine Theorien. Es klingt zu banal und nach Alltagswissen. Ich möchte daran festhalten – auch wenn keine komplizierten Begriffe, keine Namen und keine Zitate auftauchen: wir haben es hier mit Theorien oder vielleicht besser „Theorieansätzen“ zu tun. Ich möchte deswegen daran festhalten, weil es nützlich sein kann, wenn Sie als SozialarbeiterIn im Jugendumt die verschiedenen Positionen aller Beteiligten als Theorien begreifen können.

Theorien sind Werkzeuge

Denn Theorien sind Werkzeuge, sie sind Instrumente, mit denen wir uns (unsere) Wirklichkeit beschreiben und erklären, – und die Grundlage für unsere Entscheidungen darüber, wie wir handeln wollen. Sie bieten Begriffe, Definitionen, Kategorien, mit deren Hilfe wir die Welt „interpunktieren“ und verstehen können. Sie zeigen uns, wie wir die Wirklichkeit beschreiben können, sie stellen Modelle dar, anhand derer wir unsere Beobachtungen machen können. Sie weisen uns darauf hin, worauf wir achten sollen, wenn wir hinschauen. Neben der Definition und Beschreibung stellen sie Zusammenhänge her, sie verbinden

bestimmte Elemente, sie verdeutlichen, wie sie aufeinander einwirken und sie erklären Wirkungszusammenhänge.

Am Beispiel von Suchttheorien: ein bekanntes Buch aus den 80er-Jahren (Lettieri/Welz 1983) stellte annähernd 50 Theorien zur Drogenabhängigkeit dar – aus den verschiedensten Disziplinen: von der Soziologie über die Psychologie, die Medizin, die Pädagogik, die Biologie etc. Und nicht etwa einen Entwurf aus jeder Disziplin, sondern mehrere. Jeder dieser Theorieansätze hat zunächst Sucht definiert und beschrieben – und anschließend für diese Beschreibung und Definition Erklärungs- und möglicherweise auch Handlungsmodelle entwickelt.

Theorien sind Werkzeuge – und wer welches Werkzeug verwendet und für nützlich hält, ist nicht so sehr eine Frage des Werkzeugs, sondern vor allem der Person und ihrer Absichten: je nachdem, was ich vorhabe und wie gut ich die einzelnen Werkzeuge kenne, mit ihrem Gebrauch vertraut bin, desto besser kann ich entscheiden, welches ich verwende.

An dieser Metapher des Werkzeugs orientiert, können wir für eine erste Antwort auf die Frage, welche Theorie Soziale Arbeit braucht, schlussfolgern: sie braucht nicht eine, sondern mehrere Theorien, so wie man für seinen Werkzeugkasten nicht nur einen Hammer benötigt, sondern auch eine Säge, einen Schraubendreher, ein Messer – und am besten von den verschiedenen Werkzeugen unterschiedliche Ausführungen.

Und noch etwas können wir schließen: die Theorien sollten eher einfach sein, sollten vielfältig und leicht zu handhaben sein, man sollte in ihrem Gebrauch einigermaßen geübt sein. Multifunktionswerkzeuge sind eher unpraktisch, die Profis (also z.B. Handwerker wie Schreiner, Köche, Gärtner) verwenden sie nicht. Denn ähnlich wie Modelle und Metaphern können sie anregen zum Nachdenken, zum Verstehen, sie können uns neue Sichten und Einsichten vermitteln – aber sie „stimmen“ immer nur teilweise.

Wissenschaftsorientierte Theorien zur Sozialen Arbeit

Wenn ich die in den Sozialarbeitswissenschaften immer wieder gestellte Frage „Welche Theorie braucht Soziale Arbeit?“ richtig verstanden habe, dann geht es nicht darum zu fragen, welche bestimmte soziologische oder pädagogische oder psychologische Theorie benötigen wir. Es geht vielmehr die Frage nach einer *Theorie der Sozialen Arbeit*. Und hier, da dürfen Sie sicher sein, beginnt das große Stöhnen erneut.

Wir haben eine ganze Reihe von Theorien zur Sozialen Arbeit, und auf sie nimmt Thiersch (1996) Bezug, wenn er von einem „schwierigen Geschäft“ spricht. Er selbst führt zum Beispiel Winkler, Mollenhauer, Staub-Bernasconi, Hans Uwe Otto oder auch sich selbst als Vertreter an (vgl. Füssenhäuser/Thiersch 2001). Engelke (1998) gibt einen umfangreicheren Überblick über 24 Theoretiker der Sozialen Arbeit (und weist auf den bemerkenswerten Tatbestand hin, dass nur 5 von ihnen Frauen sind, die Theoriebildung also überwiegend von Männern geleistet wird). Sie haben mehr oder minder umfangreiche Entwürfe und Konzepte entwickelt, wie sie Soziale Arbeit, ihren Gegenstand und ihre Akteure, beschreiben und erklären. Es geht um Fragen wie: Was ist Soziale Arbeit? Was ist der Gegenstand von Sozialer Arbeit? Wer macht Soziale Arbeit – und was macht er oder sie, wenn er handelt? Wer veranlasst sie zu handeln?

Es sind Kategorisierungen, Einteilungen, Beschreibungen, die sich nicht decken und (unter „logischen“ Gesichtspunkten) nicht miteinander „kompatibel“ sind, wie man im Computerzeitalter sagt. Sie bestehen nebeneinander her, so wie es auch das Bild des Werkzeug impliziert. Ihr Wert besteht darin, unterschiedliche Beschreibungen zu liefern, uns in unterschiedlicher Weise hinschauen zu lassen in das Feld der Sozialen Arbeit und uns zum Nachdenken anregen zu lassen.

So definiert und betrachtet z.B. Klaus Mollenhauer die Soziale Arbeit aus dem pädagogischen Blick, beschreibt ihr Ziel darin, Mündigkeit zu vermitteln. Michael Winkler sieht in der Sozialpädagogik einen Diskurs, sie ist für ihn vor allem Kommunikation. Staub-Bernasconi hat einen systemischen Zugang, sie sieht Soziale Arbeit als zentrale Antwort auf soziale Probleme. Sie beschäftigt sich mit Machtstrukturen. Wolf-Rainer Wendt sieht soziale Arbeit als ökologische Aufgabe und bezieht sich auf ihren Managementcharakter. Hans Thiersch beschreibt Soziale Arbeit mit dem Konzept der Lebensweltorientierung, er möchte sich dabei an den AdressatInnen sozialer Arbeit und ihrer subjektiven Situation ebenso orientieren wie zugleich auch den gesellschaftlichen Bedingungen. Heiko Kleve schließlich spricht von der „Sozialarbeit ohne Eigenschaften“, einer postmodernen Profession, deren kennzeichnende Eigenschaft es sei, selbst über keinerlei spezifizierende Eigenschaften zu verfügen – und dadurch neue Möglichkeiten zu eröffnen.

Die unterschiedlichen Beschreibungen sind nicht ohne weiteres vereinbar miteinander; das beginnt bei den Begriffen - mal ist von Sozialarbeit, mal von Sozialpädagogik die Rede – hört aber dort noch lange nicht auf. Sie bieten

„unterschiedliche Zugänge“, aber genau besehen auch zu unterschiedlichen Gegenständen. Die Vertreter selbst betonen in der Regel, dass sie keinen Alleinerklärungsanspruch haben, dass sie ihre Ansätze als Konzepte und Modelle verstehen und dass sie den Diskurs suchen, den Diskurs untereinander und mit der Praxis. Sie haben also ein postmodernes Verständnis – was nichts anderes heißt, als dass sie ebenfalls, so wie Sie als SozialarbeiterIn im Fall um Sven Ambros, versuchen, verschiedene Perspektiven auszuhalten, ohne gleich zu fragen, welche „im Recht ist“. Betrachtet man Theorie als Werkzeuge, so erübrigt sich die Frage nach Wahrheit und perfekter Stimmigkeit.

Ein großes Problem dieser großen und komplexen theoretischen Konzepte sehe ich darin, dass diese Theorien keinen wirklichen Diskurs mit der Praxis finden, dass sie von der Praxis nicht aufgegriffen und diskutiert werden, dass man ihnen dort eher ablehnend gegenüber steht und konstatiert, dass sie „unbrauchbar“ sind für den Alltag von SozialarbeiterInnen. Diese Werkzeuge sind dort nicht zu gebrauchen.

In diesen Theorieansätzen wird teilweise unterschieden zwischen Sozialer Arbeit als Disziplin, also einer wissenschaftlichen Tätigkeit, und der Profession, vertreten durch diejenigen, die die Soziale Arbeit leisten. Theoriebildung und Entwicklung ist eine Tätigkeit der Disziplin – und möglicherweise haben diese Theorien also hauptsächlich für die Wissenschaft Bedeutung.

Ludger Lütkehaus, Professor am Deutschen Seminar in Freiburg, hat kürzlich den Universitätsphilosophen Odo Marquart mit seiner spöttischen und überspitzenden Metapher zitiert: Philosophen, so Marquart, „gleichem Sockenfabrikanten, die Socken nur für Sockenfabrikanten herstellen“ (Lütkehaus 2001). So manche PraktikerIn könnte auf die Idee kommen, dass dieses Zitat zuweilen auch für die SozialarbeitswissenschaftlerInnen passen könnte. Dem stimme ich nicht zu, denn tatsächlich haben die großen Theorien der Sozialen Arbeit, unter anderem für die Disziplin, eine Reihe von Funktionen, die über die reine Sinnstiftung hinaus gehen. Allerdings sind sie, soweit ich sehe, für die Profession, also im Alltag und der Praxis der Sozialen Arbeit, ohne allzu erkennbaren Nutzen.

Wir brauchen praxisorientierte Theorien zur Sozialen Arbeit

Es scheint so, als ob die PraktikerInnen die Theorien zur Sozialen Arbeit, wie sie an den Universitäten und FHs entwickelt werden, nicht brauchen können. Und es scheint auch so, als ob die WissenschaftlerInnen den Diskurs mit den PraktikerInnen nicht wirklich benötigen.

Dies ist bedauerlich – denn die PraktikerInnen, so meine These, könnten eine praxisnahe Theorie – oder besser mehrere – tatsächlich gut gebrauchen bzw. einen pragmatischeren Umgang mit Theorie (und manchmal könnten sicher auch die WissenschaftlerInnen eine praxisnahe Theorie gut gebrauchen).

Zunächst: auch wenn sie beim Wort Theorie zusammenzucken und die großen theoretischen Entwürfe ihnen unbekannt und unverständlich sind, so ist es doch nicht so, dass sich PraktikerInnen wie auch Studierende theoretischen Diskussionen völlig verschließen. Im Gegenteil: sie führen solche Diskussionen mitunter sehr engagiert – als Beispiel greife ich einige der Diskussionen der letzten Jahre auf:

- über den Begriff des „Kunden“ sowie über Kundenorientierung
- zu der Frage: „was ist professionell?“ – eine Frage, die immer wieder auftaucht, in Seminaren an der Hochschule, aber vor allem auch in Supervisionen und auf Fortbildungen – und obwohl man es ohne Zweifel mit Profis zu tun hat oder solchen, die es demnächst sein werden, sind diese bei dem Versuch einer Antwort oft rat- und hilflos,
- zum Thema Qualitätssicherung: bei dem Diskurs zu Fragen wie: Was ist „gut“ in der Sozialen Arbeit? Kann man – und darf man – Erfolg in der Sozialarbeit messen? Allerdings führt dort die Auseinandersetzung mittlerweile eher zum Gefühl der Ohnmacht, des Nicht-Bewältigen-Könnens, analog der Ohnmacht gegenüber elaborierten Theorien Sozialer Arbeit,
- zur Frage der Laienarbeit: kann unsere Arbeit eigentlich auch von Laien gemacht werden? Sind SozialarbeiterInnen möglicherweise bald nur noch Sozialarbeits-ManagerInnen?

Den Beteiligten ist bei diesen Diskussionen häufig nicht bewusst, dass sie hier theoretische Auseinandersetzungen führen, die mittelfristig durchaus auch Auswirkungen auf ihr Handeln haben: ob ich von „Hilfebedürftigen“ oder von „KundInnen“ spreche, wird gerade deswegen teilweise so engagiert diskutiert, *weil* es Auswirkungen darauf hat, wie ich den Menschen dann begegne, welche Unterstützung ich ihnen gebe und wie ich das mache.

Wir brauchen dringend Theorien der Sozialen Arbeit für die PraktikerInnen – Studierende wie Berufstätige. Ein großes Problem sehe ich darin, dass SozialarbeiterInnen häufig nicht beschreiben können, was sie machen. Auf die Frage nach dem Beruf ist eine, halb ernst, halb ironische Antwort, „Ich bin *nur* Sozialarbeiter.“ Und ebenso ironisch sagt man schon mal, wenn man erfährt, dass die Gesprächspartnerin Ingenieurin ist: „Ach, du hast also einen *richtigen* Beruf.“ Die Schwierigkeit ist, dass SozialarbeiterInnen häufig nicht in aller Kürze beschreiben können, was sie tun. „Reden“, „da sein für jemanden, wenn man mich braucht“, „Kaffeetrinken“. Manche PraktikerInnen wie auch AbsolventInnen nennen „Beziehungsarbeit“ und implizieren, das sei nichts, was man lernen kann. (Sie können es auch so testen: fragen Sie sich „Was können SozialarbeiterInnen gut?“ – und wenn Sie Ihre Antwort mit „Sie sollten ...“ beginnen, was häufig vorkommt, so überprüfen Sie, ob Sie selbst ihre Antwort auch so beginnen würden, wenn es um Elektriker, ArchitektInnen oder Rechtsanwälte geht).

Wenn sich SozialarbeiterInnen schwer tun, auf diese Fragen zu antworten, so heißt das nicht, dass keine Antworten möglich wären. Sondern sie haben es einfach nicht gelernt, darauf zu antworten. Ihnen fehlen die entsprechenden Theorien.

Nach meinem Verständnis kommt es darauf an, in wenigen Sätzen auf folgende Fragen Antwort geben zu können:

- Was ist Soziale Arbeit?
- Was tut eine SozialarbeiterIn, wie tut sie es und warum
- Was sind die Besonderheiten ihres Berufs?
- Was sind die besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse von SozialarbeiterInnen?
- Was bedeutet professionelles sozialpädagogisches Handeln?

Dies ist notwendig für die Profession der Sozialen Arbeit – sowohl für die Ausbildung als auch für diejenigen, die „on the job“ sind. SozialarbeiterInnen sollten sich und ihre Arbeit darstellen können:

- vor sich selbst
- vor ihren Klienten
- vor ihren Arbeitgebern
- vor den Geldgebern: Politik und Öffentlichkeit
- vor ihren Familienangehörigen

Diese Beschreibungen müssen nicht dauerhaft und immer gleich sein, es können verschiedene Theorien vorliegen. Wir brauchen eine Auswahl von verständlichen, diskutablen oder diskursfähigen Konzepten, an denen wir uns alle abarbeiten können – die wir in Disziplin und Profession gemeinsam diskutieren, mit der Praxis vergleichen, über die wir streiten können und die auch veränderbar sind.

Diese Theorien lassen sich erarbeiten – und dann kann man mit Studierenden und mit PraktikerInnen üben, die Fragen nach der Tätigkeit, nach der Besonderheit der Sozialen Arbeit zu beantworten.

Einige Ansätze

Diese Theorien sollten einfach sein und verständlich, so dass sie diskutiert werden können und an der Praxis und ihren Beispielen gemessen werden können.

Wir brauchen Theorien – und Wege der Vermittlung – die sich annehmen lassen, verstehen lassen – und die erkennbar nützlich sein können für die Praxis. Theorie und Praxis sind keine Gegensätze, sie können sich gegenseitig anregen. Theoretisch zu denken kann Spaß machen, manchmal sogar völlig frei von jedem Gedanken an Umsetzung. Die Aufgabe von den an der Hochschule Lehrenden ist es, den Studierenden (und damit den späteren PraktikerInnen) neben dem Nutzen auch ein wenig von dem Spaß an der Theorie zu vermitteln.

Kleve (2000, 2001) schlägt vor, Sozialarbeit als „eine Profession ohne Eigenschaften“ zu betrachten. Dies ist eine merkwürdig-abstrakte Beschreibung, sie ist wenig attraktiv für PraktikerInnen, auch wenn sie, wie ich für mich

jedenfalls finde, intellektuell und rein akademisch sehr reizvoll sein kann: Aber wie kann man mit dieser Formulierung irgendjemanden – sei es die Öffentlichkeit, die KlientInnen, der eigenen Familie oder auch sich selbst - erklären, was man beruflich macht?

Wie also könnten einfache Antworten, einfache theoretische Konzepte auf Fragen wie diese lauten:

- Was tun SozialarbeiterInnen?
- Welche besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse haben sie?
- Wodurch zeichnet sich professionelle Sozialarbeit aus?
- Wie kann man Beziehungen zu KlientInnen aktiv gestalten?

Bitte beachten Sie, dass diese Ansätze weder vollständig sind, noch unbedingt zueinander passen noch einen Absolutheitsanspruch haben, es darf auch andere Konzepte geben.

a) Was ist professionell?

Wir brauchen Theorien, die hierauf eine Antwort geben – ich halte es für geradezu fatal, PraktikerInnen das Konzept der „Semiprofession“ als einziges zu präsentieren – nur deswegen, weil es aus Sicht der Berufe-Soziologie interessant ist. Unsere Antworten auf die Frage, was „professionell“ ist, sollten pragmatisch, an den Erfordernissen der sozialarbeiterischen Praxis orientiert sein. Das heißt, sie sollten hinreichend einfach sein, um sie sich merken zu können. Dieser Begriff bringt zum Ausdruck,

- dass es sich um eine Tätigkeit handelt, die bestimmte **Kenntnisse und Fähigkeiten** verlangt, und
- dass damit Anerkennung für die **Qualität** der geleisteten Arbeit ausgedrückt wird bzw. dass ein bestimmter Qualitätsstandard erwartet werden kann.
- dass jemand durch die Tätigkeit seinen **Lebensunterhalt** verdient,

Damit haben wir bereits ein kleines Konzept, an dem wir die Frage, „was ist professionell?“ beantworten könnten. Und bewegen uns ziemlich nah an dem, was im Alltagsverständnis unter Professionalität verstanden wird.

Als weitere oder genauere Kennzeichen von Professionalität könnten wir anführen:

- die Ausbildung
- die Methoden und Werkzeuge der Profession
- die fachliche Reflexion
- die Organisation
- das Geld
- die Kundenorientierung
- die Auftragsklärung
- die Qualität der Arbeit
- die Grenzen der Zuständigkeit,

und so noch detaillierter überprüfen, wie weit wir diese Kriterien für Professionalität im Einzelfall erfüllen oder wo noch Bedarf besteht (vgl. Herwig-Lempp 1997).

Wir können nun hieraus z.B. die Kenntnisse und Fähigkeiten herausgreifen, und fragen:

b) Welche besonderen Fähigkeiten haben SozialarbeiterInnen?

Sie verfügen über **Entscheidungs-Kompetenz** – denn wenn es einerseits um möglichst viele Perspektiven geht, so sind sie andererseits in der Lage, sich zu entscheiden, irgendwann den Prozess abzuschließen (wann das ist, ist bereits eine Entscheidung) und sich für einige Perspektiven zu entscheiden.

Entscheiden heißt: bewusst entscheiden, auswählen können. Man benötigt also mehrere Möglichkeiten, die man zur Verfügung hat, die man als Möglichkeit erkennt. Entscheiden heißt allerdings dann auch, begründen zu können, warum man sich so und nicht anders entscheidet.

Häufig, meistens, wird man intuitiv entscheiden. Dann kann man dennoch im Nachhinein, sofern man etwa gefragt wird, begründen, warum man sich so entschieden hat, warum man diese Möglichkeit gewählt hat ... und man kann die anderen Alternativen, die ebenfalls möglich gewesen wären, benennen.

Sie verfügen über **Kontingenz-Kompetenz**, also über die Fähigkeit, noch weitere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen.

„Kontingent ist etwas, was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen. Er setzt die gegebene Welt voraus, bezeichnet also nicht das Mögliche überhaupt, sondern das, was von der Realität aus gesehen anders möglich ist.“ (Luhman, Soziale Systeme, 1984, S. 152).

SozialarbeiterInnen denken weiter, sie können sich vorstellen, dass es noch andere Möglichkeiten gibt, sie haben so etwas wie einen „Möglichkeitssinn“:

„Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt [...], dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.

Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehn, wird geschehn, muß geschehn; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein

könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.“ (Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften)

Wenn eine zerstrittene Familie zu SozialarbeiterInnen kommt und um Beratung oder Unterstützung bittet, so haben sie die Vision, dass diese Familie wieder besser zusammen leben kann – und können der vielleicht momentan verzweifelten Familie Mut machen. Sie haben Ideen – oder suchen nach ihnen – wie einem behinderten Menschen noch geholfen werden kann, wohin er sich wenden könnte – oder sie sind bereit, danach zu suchen (eben weil sie sich vorstellen können, dass es solche Hilfen geben könnte).

SozialarbeiterInnen haben **Gesprächs-Kompetenz**, sie können Gespräche strukturieren und führen, auch wenn viele Personen und vor allem auch Interessen beteiligt sind. Sie können die Struktur eines Gesprächs gestalten, sie wissen, wie sie ein Gespräch aufbauen können, wie sie die verschiedenen Aufträge und Interessen der Beteiligten erfragen und verhandeln können, wie sie alle einbeziehen, ihnen gelingt es, eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen – und sie kennen nicht zuletzt Möglichkeiten und Wege, wie sie ein Gespräch beenden. (All dies heißt – leider – nicht, dass sie sich dieser Kompetenz immer bewusst sind und dass sie über diese Fähigkeiten auch reflektieren, dass sie sie benennen und erläutern könnten: es ändert aber nichts an der grundlegenden Kompetenz und Erfahrung, über die fast alle SozialarbeiterInnen in den unterschiedlichsten Arbeitsfeldern selbstverständlich verfügen).

Eine weitere Fähigkeit von SozialarbeiterInnen ist es, **Beziehungen** zu KlientInnen, aber auch zu KollegInnen und KooperationspartnerInnen, so zu gestalten, dass sie den Hilfe- und Beratungsprozess bestmöglich unterstützen. Häufig wird diese Fähigkeit als etwas beschrieben, das man hat oder auch nicht hat, auf jeden Fall aber nichts ist, was erworben oder angeeignet werden kann. Noch wichtiger als bei der Gesprächskompetenz wäre es allerdings hier, diese Kompetenz bewusst und reflektiert einsetzen zu können:

c) **Beziehungsarbeit ist lernbar**

Demgegenüber kann es hilfreich sein sich zu vergegenwärtigen: Beziehungsarbeit ist lernbar (vgl. Herwig-Lempp 2002), d.h. ihr liegen theoretische Überlegungen zugrunde und damit auch die Möglichkeit, methodisch Einfluss zu nehmen, auch wenn dies häufig nicht bewusst ist. (Im Umkehrschluss wird sehr schnell deutlich, wie man eine Beziehung negativ beeinflussen kann ...)

Beziehungen zwischen SozialarbeiterInnen und KlientInnen können von ersteren aktiv gestaltet werden, auch wenn ihnen das selbst nicht unbedingt immer bewusst ist. Sie können durch konkretes Handeln und durch eine entsprechende Haltung, die sich dann wieder in Handeln ausdrückt, befördert werden, z.B. durch

- die Berücksichtigung und Anerkennung der unterschiedlichen Perspektiven der Beteiligten,
- die Anerkennung und Würdigung ihrer jeweiligen Autonomie (Freiwilligkeit wo möglich!) und ihres Eigensinns (persönliche Sicht und Interessen),
- die Berücksichtigung von Ausnahmen vom Problem,
- den Blick auf Ressourcen, Fähigkeiten, Stärken und Erfolge,
- die Frage nach Wünschen und Erwartungen und durch die Erarbeitung von Aufträgen,
- die Arbeit an der Formulierung von Zielen und Lösungsvorstellungen der KlientInnen,
- durch die gekonnte Verwendung von Komplimenten und weiteren Methoden der Wertschätzung.

Dies ist ein Beispiel für eine kleine sozialarbeiterische Theorie zur Beziehungsarbeit: die Fähigkeit Beziehungen herzustellen ist nichts, von dem man sagen kann, „der eine hat’s, der andere nicht“, sondern es macht deutlich, sie kann (hier in aller Kürze) theoretisch erfasst und damit auch methodisch handhabbar gemacht werden.

d) Sozialarbeiter als Perspektivenmanager

Was also tun SozialarbeiterInnen? Auch hier keine einmalige und immer gültige Antwort, sondern eine von mehreren, die möglich ist:

Am Beispiel von Sven Ambros: SozialarbeiterInnen haben mit vielen unterschiedlichen Perspektiven – von Laien und von Profis – zu tun. Sie sitzen an einer Schnittstelle, sie sind sozusagen „Perspektivenmanager“. Sie sind in der Lage, Blickwinkel wahrzunehmen und gelten zu lassen, zwischen ihnen zu vermitteln, sie im Blick zu haben und sie – in ihrer Unterschiedlichkeit – auch auszuhalten. Sie koordinieren und moderieren, haben jeweils den Einzelnen und seine Interessen, seine Blickwinkel im Blick – und doch auch das große Ganze. Sie können zwischen den verschiedenen Perspektiven wechseln.

Auf der professionellen Seite haben sie es mit vielen verschiedenen Disziplinen und Professionen zu tun. Sie sollen von allem etwas wissen, sie sollen sich auskennen – und sind in nichts davon absolute Profis, aber sie müssen bescheid wissen. Im Grunde sind sie wie **Zehnkämpfer**, die ebenfalls in vielen verschiedenen Wettkampfdisziplinen trainiert sind und sie beherrschen, aber nicht unbedingt die Höchstleistungen bringen – und dennoch vertreten sie die Königsdisziplin der Leichtathletik. Sie sind in allen Sportarten bewandert (da in der Sozialen Arbeit überwiegend Frauen tätig sind, könnte man vielleicht besser vom Siebenkampf, der entsprechenden Disziplin der Frauen, sprechen).

Vielleicht zeigt dieses Beispiel auch, dass wir angehenden SozialarbeiterInnen einige erkenntnistheoretische Modelle vermitteln sollten, bezogen auf ihre Praxis: also der Frage nachzugehen, was sind Theorien? Welchen Stellenwert haben sie?

Wie geht man mit mehreren, einander ausschließende oder zumindest nicht kompatiblen Modellen um? – In diesem Text zeige ich *eine* Möglichkeit, indem ich Theorien als Werkzeuge verstehe. Es gibt natürlich auch andere, weitere: z.B. realistische oder idealistische Abbildungen oder Wiedergaben der Wirklichkeit. Wir sollten den Studierenden unterschiedliche Konzepte von Theorien zur Verfügung stellen, damit sie auswählen und sich, vielleicht sogar von Fall zu Fall, selbst entscheiden können.

Spaß an der Theorie

Vielleicht ist das alles ein bisschen einfach, aus der Sicht der (akademischen) Disziplin, unter sog. „wissenschaftlichen“ Aspekten. Ich halte es nicht nur für sinnvoll, sondern auch für notwendig. Wir brauchen Theorien, die Lust machen auf Theorie – sowohl, weil sie als nützlich wahrgenommen werden für die Praxis und für den Alltag, als auch, weil wir als SozialarbeiterInnen durchaus auch Spaß haben können an der „abgehobenen“, theoretischen Diskussion.

Kürzlich hat eine Studentin nach einem Blockseminar zur Gesprächsführung, mit vielem Üben und wenigen theoretischen Elementen, gesagt: „Ich konnte hier etwas üben, was ich teilweise schon ein wenig in meinem Praktikum gemacht habe, aber jetzt kann ich es benennen, ich weiß, dass es dafür Begriffe gibt und Erklärungen, wozu man so vorgeht. Jetzt kann ich es gezielt üben und einsetzen. Und ich kann es anderen erklären.“ Sie hat, mit anderen Worten, ein theoretisches Modell für ihr Handeln kennen gelernt. Sie war sich allerdings nicht unbedingt bewusst, dass sie sich ein *theoretisches* Gerüst erarbeitet hatte.

Theorien sollten zahlreich sein, sie sollten klein und überschaubar, also im besten Sinne „nicht-akademisch“ sein. Und sie sollten mit einem postmodernen Selbstverständnis, d.h. mit einem Verzicht auf Vollständigkeit und Wahrheit vorgetragen, diskutiert und angewandt werden. also mit einem instrumentalen Verständnis von Theorie. Dies halte ich für eine wesentliche Voraussetzung für einen Diskurs von Disziplin und Profession, und der kann mit relativ einfachen Modellen anfangen – Aufgabe der TheoretikerInnen wäre es, den Bezug zur Praxis nicht zu verlieren (und nicht etwa umgekehrt!).

Mein Traum wäre es durchaus, dass wir manchmal *stöhnen*, wenn von Theorie die Rede ist, und zwar aus Lust *an* der Theorie und aus Lust *auf* die Theorie.

Literatur

- Engelke, Ernst, Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung, Freiburg 1998 (Lambertus)
- Füssenhäuser, Cornelia und Hans Thiersch, Theorien der Sozialen Arbeit, in: Hans-Uwe Otto und Hans Thiersch (Hrsg.), Handbuch Sozialarbeit/ Sozialpädagogik, Neuwied 2001 (Luchterhand), S. 1876-1900
- Herwig-Lempp, Johannes, Beziehungsarbeit ist lernbar. Systemische Ansätze in der Sozialpäd. Familienhilfe, in Hans-Ulrich Pfeifer-Schaupp (Hrsg.), Perspektiven systemischer Beratung. Modelle - Konzepte - Praxis, Freiburg 2002 (Lambertus) (in Vorb.)
- Herwig-Lempp, Johannes, Aus Erfolgen lernen: Ein Instrument der Selbstevaluation. Sechs Argumente und ein Leitfaden zum Sprechen über Erfolge, in: Systema 2/2000a, Jg. 14, S. 185-195
- Herwig-Lempp, Johannes, „Mach' keine Witze - Sozialarbeiter?!“. Über das Berufsfeld Soziale Arbeit, in: Astrid-Camilla Feifel-Thomas (Hrsg.), Schule - und dann? Tipps und Orientierungshilfen, Tübingen 2000b (Schwäbisches Tagblatt) S. 103-113
- Herwig-Lempp, Johannes, „Ist Sozialarbeit überhaupt ein Beruf?“ Beitrag zu einer eigentlich überflüssigen Diskussion, in: Sozialmagazin 2/1997, S. 16-26
- Herwig-Lempp, Johannes & Mathias Schwabe, Soziale Arbeit, in: Michael Wirsching und Peter Scheib (Hrsg.), Lehrbuch für Paar- und Familientherapie, Berlin 2002 (Springer), S. 475-488
- Geiser, Kaspar, Problem- und Ressourcenanalyse in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in die Systemische Denkfigur und ihre Anwendung, Luzern/Freiburg 2000 (Verlag für Soziales und Kulturelles/ Lambertus)
- Kleve, Heiko, Sozialarbeit als postmoderne Profession. Identitätslosigkeit als Chance, in: Soziale Arbeit 1.2001 S. ?
- Kleve, Heiko, Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Fragmente einer postmodernen Professions- und Wissenschaftstheorie Sozialer Arbeit, Freiburg im Breisgau 2000 (Lambertus)
- Kleve, Heiko, Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft, Aachen 1999 (Kersting)
- Kleve, Heiko, Konstruktivismus und soziale Arbeit : die konstruktivistische Wirklichkeitsauffassung und ihre Bedeutung fuer die Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Supervision, Aachen 1996 (Kersting)
- Lettieri, Dan J. & Rainer Welz (Hrsg.), Drogenabhängigkeit. Ursachen und Verlaufsformen, Weinheim 1983
- Lüssi, Peter, Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung, (3. Aufl.) Bern 1995 (Haupt)
- Lütkehaus, Ludger, Fachgiganten und Lebenszwerge. Vom fehlenden Nutzen der Universitätsphilosophie für das Leben, in Die Zeit 21/2001

- Merten, R. (Hrsg.) Systemtheorie Sozialer Arbeit, Opladen 2000
- Miller, Tilly, Systemtheorie und Soziale Arbeit, Stuttgart 1999 (Lucius & Lucius Verlag)
- Milowiz, Walter, Teufelskreis und Lebensweg - Systemisches Denken in der Sozialarbeit, Wien, New York 1998 (Springer)
- Niemeyer, Christian, Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, Münster 1999 (Votum)
- Pfeifer-Schaupp, Hans-Ulrich (Hrsg.), Perspektiven systemischer Beratung. Modelle - Konzepte - Praxis, Freiburg 2002 (Lambertus)
- Pfeifer-Schaub, Hans-Ulrich, Jenseits der Familientherapie. systemische Konzepte in der sozialen Arbeit, Freiburg 1995 (Lambertus)
- Staub-Bernasconi, Silvia, Systemtheorie, Soziale Probleme, Soziale Arbeit: lokal, national, international. Oder: Vom Ende der Bescheidenheit, Bern 1995 (Haupt)
- Thiersch, Hans, Theorie der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik, in Dieter Kreft und Ingrid Mielenz (Hrsg.), Wörterbuch Soziale Arbeit, 4. Auflage Weinheim u. Basel 1996 (Beltz), S.618-623

<http://www.herwig-lempp.de>
johannes@herwig-lempp.de